

wußt lyrischer und ein, wenn man will, bewußt engagierter. Sie liegen fast ein Jahrzehnt auseinander. Der erste stammt aus dem Jahr 1957, der zweite erschien 1966 in Klartext; der Titel des ersten ist Windsbräut (W 43). Es ist vielleicht das unverwechselbar eigenste Gedicht des dritten Bandes:

Die Glieder scheu,  
Hals und Rücken  
eine Rute.

Betäubend  
bist du.

Eine Bö  
der Anmut.  
Ein Rauchzeichen  
der Schönheit.

Verfangen  
ins eigene Haar.

Verhüllt  
in einen Wirbel  
von Amseln.

Punktuell also: ein Text, gleich weit von dem einer Person und einem der Schöpfung zugewandten Liebesgedicht; seine Bildersprache, wohl unbewußt, eine große Anzahl späterer Texte antizipierend; die Symbol- und Themenkreise, die wir erkannt und bezeichnet, klingen sämtlich an: Wind, Rauch, Steigen, Fallen, Verfangensein, die leichte bis ins Sinnliche spürbare Raschheit, die nicht nur behauptete, sondern gezeigte Verknüpfung alles Geschaffenen, von Mensch, Vogel und Naturphänomen. Dazu die damals - Ende der fünfziger Jahre - noch seltene Wortkargheit, die Atempausen, nicht nur das dichterisch Statuierende von Schwarz auf Weiß der gedruckten Seite, gespiegelt in den Bildern von Rauch und Amseln, sondern eine bis zum heutigen Tag bei Piontek nicht aussetzende Interdependenz: das lyrische

Sprechen, geschaffen aus Stille und Rede. Hier schon der Rauch, der Asche und Wünsche herbeitragende und verflüchtigende Wind, dem wir später in mehrfach potenzierten Bildern begegnen, als Atem, als Geist, als Leib und Seele göttlich schaffender "Hauch im Hauch" (Wessobrunn, M 76).

Dagegen stelle ich ein dem Genre der "Parolen" und "Sentenzen" nahestehendes "engagiertes" Gedicht. Ein engagiertes Gedicht der rechten Art, möchte man hinzufügen, wenn man Pionteks frühe Bemerkung denkt: "Ein Gedicht, das von einer Idee beherrscht wird, lebt in der Diktatur" ("Buchstab - Zauberstab", 14) - ein Gedicht also, keineswegs vereinzelt in diesem Werk, aber selten so knapp, so deutlich, so treffend böse, so deutsch. Das Gedicht heißt Um 1800 (KL 61):

Zierlich der Kratzfuß  
der Landeskinder,

während wer fürstlich  
aufstampft.

Gedichtzeilen.  
Stockschläge.

Viele träumen,  
daß man sie verkauft.

Die Tinte leuchtet.

Deutschlands  
klassische Zeit.

Wiederum punktuell: Aus den elf Zeilen und seinem Titel wäre nicht nur ein Stück deutscher Geistesgeschichte (um 1800) herauszupräparieren, sondern deutscher, europäischer, ja Menschheitsgeschichte. Gedichtzeilen / Stockschläge; Unterwürfigkeit / Übermut, Traum und Albtraum des "Auswegs"; und über allem, vor allem "leuchtet" die Tinte, jene der Klassiker, jene der Menschenschinder; Pulsschlag und Stockschlag, die Klassik nicht auf

junge schöne Frauenrücken mit dem Finger skandiert - sondern geknüpelt! Ich lese dieses Gedicht als telegraphische Übermittlung von, sagen wir, "Kabale und Liebe", als Essenz des deutschen - und leider nicht nur deutschen - Nebeneinander von Tübinger Stift und Hohenasperg, von Weimar und Buchenwald. Elf Zeilen ersetzen nicht nur Bogen lauthals engagierter Lyrik, sondern ganze Kapitel gesellschaftspolitischer Analysen.

Und Deutschlands jetzige Zeit? Die Tinte leuchtet immer noch, und zwar in beiden Teilen Deutschlands. Das Gedicht wäre bis auf solche Zeitrequisiten wie landeskindliche Kratzfüße und fürstliche Präpotenz wiederholbar. Weitere neun Jahre nach Um 1800 veröffentlichte Piontek ein Gedicht, Reiner Kunze gewidmet, Von einem gebrannten Kind und seinem widersinnigen Feuer (GG 233; M 51). Wer Piontek politische Unschuld und Unbekümmertheit vorwerfen wollte, müßte Analphabet sein: Die Dialektik Bundesrepublik / DDR wird, übrigens wieder aus der Rauchsymbolik heraus, voll angeschlagen und - indem die beiden Staaten auf einer Ebene "spielend" austauschbar sind, voll ausgetragen. Damals waren Kunzes Verse Leuchtfeuer, Rauchzeichen, aus dem Osten gesandt, im Westen entziffert; in beiden Staaten als "lichtwerfend" verdächtigt, beleuchteten sie das ungeteilte Land, leuchteten sie den beiden Teilen Deutschlands, die - ich borge die Worte aus dem Text - ohne solche Verse unter der "humanistischen" wie unter der sozialistischen Sonne "im Dunkeln" tappen. Ersetzte also, was man Pionteks "Deutschlands klassische Zeit" nennen könnte, bereits die zeitrelevanten Analysen, so ersetzt mir "Deutschlands jetzige Zeit" weitgehend die interzonalen Gespräche, besonders die kulturellen.

Der Übergang zu einer skizzierten Poetik ergibt sich jetzt fast von selbst. Vers reimt sich auf Vogelschwinge. Wir schreiben schließlich mit Federn, und es liegt rein epistemologisch in der Tat nahe, "daß Helligkeit, die auf Federn herangetragen wird, eine außerordentlich leichte Form der Erkenntnis ist" ("Leben mit Wörtern", 77). Dazu gehören diese Leuchtzeichen. Sie sind, gerade das macht sie menschlich, so deutlich wie vergänglich; Rauchschrift ist die Leichtigkeit in Potenz. Das ändert

aber nichts daran - und es macht Poetiken nötig -, daß es Rauchschrift ist und wieder in Schrift gebracht werden muß, in Schrift als Gedicht, als Schreiben überhaupt und in gleichsam heilige Schrift. In der Tat stecken wir, wie es Piontek in der vorletzten seiner Neuen Parolen ausspricht, in Wörtern, "bis zum Hals in Wörtern" (TL 73).

Die Summe einer Poetik Pionteks könnte "Buchstab - Zauberstab" lauten; es ist der Titel seines 1959 erschienenen ersten Essaybandes "Über Dichter und Dichtung". Es geht ihm, seit er schreibt, um die poetische Verteidigung des Menschen, wie auch immer sie zu formulieren sein mag. Die Verteidigung mit Worten, mit Worten und dem, was zwischen und hinter ihnen steht. Hätte ich - fast ist es ja so - eine Poetik seiner Lyrik im Telegrammstil zu entwerfen, so reihte ich acht Aussagen aus den sieben Bänden chronologisch aneinander. Antriebe, Möglichkeiten und Grenzen des Dichterischen für Piontek wären damit markiert:

Ich höre  
mich tief in das Lautlose ein,...

schreibe den Winter zu Ende  
in gebrechlicher Schrift,...

aber das Auge scharf, unbezähmbar  
wie Zorn und Entzücken,  
dicht die Erinnerung  
und leicht der Schlaf,...

Trostloses Fragen

...  
ich frag mit sandgefülltem Munde  
mich tiefer in den Sand,...

Das Schweigen überbrücken. Das Wort in Brand stecken.  
Den Rauch entziffern,...

ich halte mich  
an den Klartext  
der Sonne,...

Es hat keinen Sinn mehr  
auszuwandern.  
Einfache Sätze werden  
nicht einfacher,...

und schließlich die Schlußstrophe aus Terra incognita: Gedichte  
(GG 225, M 9), wenn diese unbekannte Erde - in Form geschriebe-  
ner und noch ungeschriebener Gedichte - aufgefördert wird:

Hole  
mich mit deinem Blick  
in die bewohnte Welt.

Mit relativ wenigen Worten läßt sich also summieren: Wie kann  
der Mensch mit Wörtern, Sätzen, Versen seine grundsätzliche  
existentielle Verlassenheit überwinden?

Die gleiche Frage nach des Menschen Existenz innerhalb sei-  
nes Ausgesetztseins in einer tödlichen Sprachlosigkeit beschäf-  
tigt auch ganze Gedichte. Ich schlage dem Leser vor, ohne Rück-  
sicht auf Chronologie, die folgenden Gedichte gleichsam simul-  
tan zu lesen: Unablässiges Gedicht (R 89), Mit einer Kranich-  
feder (KR 50), Glasklar (KL 84) und aus dem letzten Band Terra  
incognita als Ganzes, M., Compositeur und Sprachtabus (GG.225,  
M 54 - 57, GG 232). Aus den  einzelnen Versen und den  
kompletten Gedichten über das Schreiben selbst, über das Ver-  
hängnis, bis an den Hals in Wörtern zu stecken, und aus den  
zahlreichen Essays über andere Dichter und die eigenen Bemühun-  
gen läßt sich ablesen, worum es dem Dichter geht. In einem "Spiel",  
betitelt "Gerüchte vom Umsturz", wird die Geschichte der Hinrich-  
tung des Jesus von Nazareth und der beiden 'Schächer' aus der  
Bilder- und Sprachwelt der Evangelien herausgelöst und in eine

Parabel verwandelt, die auf neue Weise nach der Verschränkung von Gesetz und Freiheit fragt. Hier stehen zwei für Pionteks Einstellung zum Wort bedeutende Beispiele:

Ein Verschwörer, den man zu fürchten hätte, müßte, "von einer Handvoll Worte leben können". Der eine Schächer am Kreuz summiert kurz vor seinem Verscheiden: "Wodurch ich merke, daß ich noch am Leben bin: mein aus Worten bestehendes Gehirn" ("Dunkelkammerspiel" 38,43)!

Und die erste Gruppe Gedichte in Pionteks letztem Band überschreibt er: "Etwas ausrichten" - das heißt, es geht ihm also um dreierlei: Er will zurechtrücken, er will etwas zuwege bringen, und er will uns etwas mitteilen. Dazu sind die Wörter da, und dieses Bestreben versieht ihn mit dem Mut, der uns ansteht, wenn der berühmte kafkasche "Schlag ans Tor" (M 77) erdröhnt.

Dieser gleiche Mut ist vonnöten, wenn ein Lyriker in unseren Tagen von Schönheit und Wahrheit spricht, auch wenn ihm Wahrheit fast ein Synonym für Wahrhaftigkeit ist. Bereits 1959 schrieb Piontek in einem Essay "Schleier der Wahrheit": "Das wahre Schöne hört auf, nur noch ein ästhetisch Regelrechtes und Makelloses zu sein. Es wird zu einer von höchster Seite her bestätigten Wirklichkeit, deren Leuchten alle Schatten erträgt" ("Buchstab - Zauberstab" 36). Diese der Wirklichkeit abgewonnene Wahrhaftigkeit diktiert ihm, uns zu sagen, trotz schwerer Folter dürften Umarmungen nicht geschmäht, im Winter dürften Staunen und Zärtlichkeit nicht übersehen werden, und man müsse das Schöne nicht fürchten (vgl. GG 232, M 27 f.). Damit setzt er sich in der Tat in Widerspruch zu mehreren "Sprachtabus" unserer Zeit. Das Schöne also nicht in Ausführlichkeit, sondern evokativ, nicht romanzenhaft gesprächig, sondern punktuell - dies selbst in den umfanglichen Aussagen, etwa den Erstandenen Stimmen und dem Riederauer Gedicht. Schließlich aber überschneiden sich darin die Zyklen und die "Parolen" und "Sentenzen". Letztere wiederum zeigen, was aus "Fragment" und "Skizze" seit der Romantik geworden ist, als Novalis Derartiges "Senker" nannte: das Kunstwerk als Fragment, die Apotheose (und somit in unserem Jahrhundert die Ästhetik) des schöpferischen Moments.